Das Kind aus Asien.

Novelle von Wilhelm Berger.

I.

Mit dem Abendzuge von Ostende kam auf dem Kölner Bahnzuge ein Reisender an, dem es sofort anzusehen war, daß er lange Zeit in einem weit entlegenen, heißen Lande zugebracht hatte. Mehr noch als die gleichmäßige, blühende Röthe des ...sirten Gesichts verrieth dies der ...brige Schnitt seines Anzugs, das ... den weiten Hemdkragen geschlungene Halstuch, der Hut, welcher in ganz Deutschland nicht seines Gleichen hatte.

Als der Fremde auf den Perron getreten war, blickte er nach allen Richtungen staunend umher, wie Jemand, der an einem lange nicht besuchten Orte Alles anders vorfindet, als es früher gewesen ist. Viele Zeit zu stiller Betrachtung wurde ihm indessen nicht gelassen; Bedienstete aus verschiedenen Hotels drängten sich an ihn und streckten die Hände nach dem Gepäckzettel aus, den er um den Mittelfinger der linken Hand gewickelt hatte. Suchend blickte er von dem Einen zum Andern und las die Firmen an den Mützen; endlich leuchtete es freudig in seinen Zügen auf und er winkte einen alten Mann zu sich heran, der sich bescheiden im Hintergrunde hielt, als ob er sich nicht getraue, einem Reisenden dieses Kalibers ein Quartier in seinem Hotel anzubieten. Die Collegen rümpften die Nase, als der Graubart schmunzelnd mit der unerwarteten Beute abzog, um ihn zu dem einspännigen Rumpelkasten zu geleiten, der schon seit undenklichen Zeiten die spärlichen Kunden eines Gasthofes dritten Ranges von und zu den Bahnhöfen und Dampfschiffen beförderte.

Charles ter Veen schien mit seinem selbstgewählten Loose äußerst zufrieden. Mit unverkennbarem Wohlbehagen machte er es sich in dem Fuhrwerk so bequem, als es die Enge desselben zuließ. Auch störte ihn kein Fahrgenoß in seinen angenehmen Gedanken; ganz allein wurde er mit seinen unförmlichen Gepäckstücken, die den Wagen unterwegs beinahe zum Umschlagen gebracht hätten, an der Thür des bescheidenen Gasthofes von einem ältlichen Kellner empfangen. Ter Veen ließ, eh' er eintrat, seine hellgrauen Augen über die Façade des Hauses schweifen und nickte befriedigt. Hier wenigstens war Alles unverändert; das breite grüne Schild mit den blanken Messingbuchstaben prangte, genau wie früher, über der Hausthüre, und so einladend wie je streckte sich die verschnörkelte Laterne mit ihren rothen und grünen Gläsern in die Straße hinaus.

Nach wenigen Minuten fand sich der Reisende mit seinen Koffern wohlgeborgen in Nummer Zwei, dem Staatszimmer des Hauses. Doch nahm er sich keine Zeit, die traurig verblaßte und abgenutzte Ausstattung dieses ehemaligen Prunkgemachs näher in Augenschein zu nehmen; kaum hatte er nothdürftig den Staub von Gesicht und Händen abgewaschen und war eiligst ein paar Mal mit der Bürste über den Kragen seines Rocks gefahren, als er schon wieder das Zimmer verließ und dem Ausgange zur Straße zueilte.

Der Wirth, inzwischen von der Ankunft des vielversprechenden Gastes unterrichtet, verlegte ihm den Weg und lud ihn ein, in den Speisesaal zu treten. Ter Veen erinnerte sich, daß er hungrig sei. Der Ausgang, den er im Begriff stehe zu machen, gab er zu, sei am Ende so eilig nicht und könne um eine halbe Stunde verschoben werden.

Im Speisesaal sich niederlassend, worin er der einzige Gast war, setzte er die Unterhaltung mit dem Wirthe fort. Es war ihm sichtlich ein Bedürfniß, sich gegen irgend Jemand auszusprechen. Er sei zwar kein Kölner Kind, erzählte er, doch habe er seine Lehrzeit hier verbracht und betrachte die alte Stadt am Rhein, die ihm damals viel Gutes geboten, als seine eigentliche Heimath. Lange Zeit sei er in der Fremde gewesen — auf Java; nun habe er genug gearbeitet und wolle im Vaterlande sein Leben genießen. Zunächst liege ihm am Herzen, etwas von dem Schicksal einer Familie zu erfahren, in deren Haus er die Anfangsgründe seines Metiers erlernt habe. Vielleicht sei er im Stande, ihm Auskunft darüber zu geben.

„Die Großkopf'sche Handlung," fuhr Charles ter Veen fort, „befand sich damals unweit Ihres Hotels, in der Nudelgasse. Oft hat mich mein Weg hier vorüber geführt, wenn ich Packete austragen mußte. Ja, ich will nur bekennen, daß ich mir's dazumal als den höchsten Zustand von Glückseligkeit vorgestellt habe, in diesem Hause einmal logiren zu können. Lange hat's freilich gedauert, bis ich soweit gekommen bin; aber schließlich habe ich's doch erreicht."

Und mit fröhlich aufblitzenden Augen sah Charles in dem dürftig ausgeschmückten, stark verräucherten Raum umher.

„Wie werde ich wohl das Ehepaar Großkopf antreffen!" begann er wieder. „Es waren herzensgute, brave Leute, die den wenig anstelligen Jungen aus dem Bergischen, der ihnen plötzlich ins Haus schneite, mit großer Freundlichkeit behandelt haben. Auch Kinder waren im Hause: zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Namentlich des letztern erinnere ich mich noch sehr lebhaft. Christine hieß sie; es war ein hübsches Kind, mit einem Gesicht, wie es eine Puppe hat, wenn sie neu und frisch aus dem Kasten kommt; ein herziges Ding. Ob sie wohl noch in dem kleinen Hause in der Nudelgasse lebt? Die Eltern werden grau geworden sein; am Ende hat sie mit dem Bruder das Geschäft übernommen und steht in diesem Augenblick im Laden und wiegt Zucker und Käse, Kaffee und Rosinen aus. Wenn ich dies nur gewiß wüßte: ich liefe gleich hinüber und kaufte ihr sämmtliche Vorräthe ab; ein Schubfach nach dem andern, eine Büchse nach der andern sollte sie mir ausleeren. Schließlich würde sie stutzig werden; sie würde mich aufmerksam ansehen und den Karl erkennen, den Karl von ehedem!"

Erregt von dieser Vorstellung sprang ter Veen auf, durchmaß einige Male das Zimmer mit großen Schritten, griff dann nach seinem Hut und ging zur Thüre.

Inzwischen hatte der Wirth aus seinem Gedächtniß Alles zusammengesucht, was ihm über die Familie Großkopf zur Kunde gekommen war. Jetzt hielt er den Enteilenden zurück; die Gesuchten seien längst aus der Nachbarschaft verschwunden, sagte er; was er von denselben wisse, stehe übrigens gern zu Diensten.

Enttäuscht hing C. ter Veen seinen Hut wieder an den Haken. Rasch brach indessen seine sanguinische Natur wieder durch. „Erzählen Sie!" bat er; „aber nicht trockenen Mundes; das ist hier am Rheine nicht der Brauch."

Er schenkte dem Wirthe ein, legte die Hände um das emporgezogene Knie und ließ den Teller Suppe unberührt, der soeben vor ihm niedergesetzt worden war.

Jener hob an: „Ich habe dies Haus vor etwa zehn Jahren käuflich übernommen. Damals schon war das Großkopf'sche Geschäft in andere Hände übergegangen; doch redete man noch zuweilen hier an den Tischen von dem merkwürdigen Schicksal jener Familie. Seitdem hat man über so viele andere Dinge zu sprechen gehabt, daß die traurige Begebenheit ziemlich vergessen sein wird."

Ter Veen verspürte plötzlich ein Gefühl der Trockenheit im Halse; er trank hastig einen Schluck Wein und nahm dann seine vorige Stellung wieder ein.

„Den Großkopfs ist nämlich ein sehr ansehnlicher Lotteriegewinn; zugefallen," fuhr der Wirth fort, „der den Leuten nicht zum Glück ausgeschlagen ist. Der Kaufmann Großkopf ist bald nachher im Irrenhause gestorben, und seiner Frau hat eine Wärterin beigegeben werden müssen, die sie auf Schritt und Tritt begleitete, damit sie nicht Alles kaufte, was sie in den Schaufenstern Hübsches ausliegen sah. Der Sohn wollte sie gerichtlich entmündigen lassen; das aber hat die kleine Christine zu hintertreiben gewußt."

„Bravo!" rief Charles enthusiastisch aus. „Das sieht dem Mädchen ähnlich! Ein gutes Herz hat sie immer gehabt. Die Mutter entmündigen lassen, die eigene Mutter—das glaub' ich wohl, das hätte Christine Großkopf niemals zugegeben!"

Auf einen Wink des Herrn entfernte der Kellner die kalt gewordene Suppe. Ter Veen achtete nicht darauf in seiner Begeisterung über das Verhalten der Jugendfreundin.

„Der junge Großkopf," berichtete der Wirth weiter, „brauchte nicht lange zu warten, bis ihm der Haufen Geld in die Hände fiel, nach dem sein Sinn stand. Eines Morgens fand man die Mutter todt im Bett, und sofort begann Johannes, oder, wie er allgemein in der Nachbarschaft hieß, das Hänneschen, ein überaus flottes Leben zu führen. Durch seine tollen Streiche, namentlich in der Carnevalszeit erwarb er sich damals eine gewisse Berühmtheit. Nun, Sie können sich denken, welchen Verlauf es mit ihm nahm. Die neuen Kumpane, die sich an ihn drängten, rupften den Leichtsinnigen nach besten Kräften; zu allem Ueberfluß hängte er sich an ein Frauenzimmer vom Theater, die das Geldausgeben noch besser verstand, als er selbst — kurz, nach unglaublich kurzer Zeit war das große Erbtheil zerstoben und der Thunichtgut verschwand nach Amerika."

Das Schicksal von Johannes Großkopf schien Charles wenig zu interessiren. Erwartungsvoll blickte er noch immer auf die Lippen des Erzählers, als ob das Wichtigste erst kommen müsse. Als der Wirth indessen, sein Glas erhebend, mit einem respectvollen „Viel Glück in der Heimath" zu erkennen gab, daß er am Ende seines Wissens angekommen sei, blieb Charles nichts übrig, als direct nach dem Verbleib von Fräulein Christine zu fragen.

„O, Fräulein Großkopf!" rief der Wirth. „Die hat das Ihrige zu hüten gewußt; sie hat es zu etwas gebracht in der Stadt. Wenn einmal in der Zeitung ein Aufruf erscheint um Geldspenden für irgend einen guten Zweck, so steht unfehlbar auch der Name von Christine Großkopf darunter. Während des letzten Krieges ist sie als Oberin vom rothen Kreuz unglaublich geschäftig gewesen; sie ist auch hernach von der Kaiserin decorirt worden. In einem anderen Stadtviertel hat sie sich nach der Mutter Tod angekauft. Ein sauberes Haus bewohnt sie und hat den feinsten Verkehr."

Charles ter Veen saß still und ließ den Kopf hängen. Durch die letzten Mittheilungen des Wirthes mußten wohl einige Illusionen zerstört worden sein, die er in seinem javanischen Erdwinkel genährt hatte, und die ihm ans Herz gewachsen waren. Endlich wandte er sich mit leisem Seufzer zum Tische und begann schweigend die Speisen zu verzehren, die ihm jetzt rasch nacheinander servirt wurden. Nach dem letzten Gange erhob er sich, nahm seinen Hut und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

Kaum sah er um sich, als er die Straße erreicht hatte. In tiefen Gedanken verfolgte er seinen Weg; trotz Allem, was er vernommen, zog es ihn dennoch nach jenem Laden hin, worin er einst seinen Eintritt in die große Welt gemacht hatte. Nun stand er in der Nudelgasse und suchte mit träumerischen Augen nach den beiden Fenstern mit kleinen, grünlichen Scheiben in zerbröckelnden Holzrahmen, hinter denen ehemals eine Auslese aus den Großkopf'schen Vorräthen ausgestellt zu sein pflegte. Er fand sie nicht mehr; aus den beiden Fenstern war eins geworden, ein colossales Fenster mit einer einzigen farblosen Glastafel als Scheibe. Und wie verlockend präsentirten sich dahinter, im Lichte von sechs Gasflammen, die ausgelegten Waaren! Charles dachte daran, wie er einst selbst hinter herabgelassenen staubigen Vorhängen die Ausstellung in den Schaufenstern hatte anordnen müssen. Eine mühselige Arbeit war's gewesen für ihn, eine Arbeit, die den Unbeholfenen meist bis gegen Mitternacht in Anspruch nahm und die ihm, trotz aller aufgewandten Mühe, niemals ein Lob von dem Prinzipal einbrachte. Freilich: sein Nachfolger verstand es besser, das mußte er gestehen. Aber welche Materialien standen diesem Nachfolger auch zu Gebot! Er, Charles ter Veen, hatte keine chinesische Theekiste zur Verfügung gehabt, keine Ingwertöpfe, keine Kistchen und Kästchen mit Feigen, Brünellen, Datteln und Tafelrosinen; er konnte nicht links eine Pyramide aus Büchsen mit conservirten Gemüsen errichten und rechts eine aus Stearinkerzen. Wie hatten sich doch die Zeiten verändert!

Hier, vor dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger, kam Charles erst zum vollen, peinlichsten Bewußtsein der Wirklichkeit. Auf Grund von Jugenderinnerungen, die wunderbar frisch in ihm geblieben waren, hatte er sich in Gedanken seine Zukunft in Deutschland ausgestaltet, während unten den Tropen die Gegenwart kaum beachtet an ihm vorüberstrich. Und nun fand er Alles anders, als es in ihm lebte — Alles. Christine, mit deren jugendlichem Bilde seine Phantasie Jahre lang gespielt hatte, die er in dem alten Laden hatte überraschen wollen wie der Prinz im Märchen die arme Schäferin, die Genossin seiner kummervollen Jugend,—Christine war hinaufgewachsen in eine Sphäre, die über der seinigen lag; er konnte sie nicht beglücken, wie er geträumt hatte; eine Fremde war sie ihm plötzlich geworden, zu welcher er sich einen neuen Weg mühsam suchen mußte. —

Beklommen kehrte der arme Javane dem Schaufenster von Großkopf's Nachfolger den Rücken und wandte sich in sein Hotel zurück. Er forderte ein Licht und begab sich schnurstracks auf sein Zimmer. In dem breiten Himmelbett ward ihm, während er über das soeben Gehörte nachsann, allmälig hoffnungsvoller zu Muth; doch waren seine Träume schwer und ängstlich und versetzten ihn nacheinander in eine Reihe von unangenehmen Situationen, aus denen kein Entrinnen möglich schien.

II.

In dem Hause, welches Christine Großkopf bewohnte, befand sich am nächsten Morgen gegen elf Uhr in einem Saale des Erdgeschosses eine Anzahl junger Damen, die unter Christinens Anleitung Gegenstände verschiedener Art, meistens weibliche Handarbeiten, unter sich vertheilten. Es waren dies die bei Christine eingelaufenen Gaben für einen Wohlthätigkeitsbazar, in welchem die jungen Damen als Verkäuferinnen zu fungiren übernommen hatten. Jede derselben hegte natürlicher Weise den Wunsch, ihren Tisch zu einem bestausgestatteten zu machen, und bei Artikeln von hervorragendem Werth war die Concurrenz eine sehr lebhafte. In der Regel mußte dann Christine um ihre Entscheidung angegangen werden, der sich die Streitenden ohne Widerrede fügten.

Als einmal wieder auf solchen Tumult eine Stille folgte, hörte man draußen, ganz in der Nähe der Thür zum Flur, einen lauten Wortwechsel. Ein Besucher wollte sich nicht durch die Magd zurückweisen lassen; man konnte im Saale deutlich verstehen, daß er mit Heftigkeit darauf bestand zu Fräulein Großkopf geführt zu werden.

Christine kannte die Stimme nicht; doch empfing sie häufiger Besuche von Fremden, die sich aus ihrer Erfahrung Rath holten, oder sie für ein gemeinnütziges Unternehmen zu interessiren wünschten. Sie bat eine der jungen Damen, den Herrn um seine Karte zu ersuchen und ihn dann in ihr Arbeitszimmer führen zu lassen, wo er einige Minuten auf sie warten möge. Kaum indessen war diese hinausgetreten und hielt noch die Thürklinge in der Hand, als sie in das Zimmer zurückgedrängt wurde und an ihr vorbei Charles ter Veen eintrat, in dem gestrigen Anzuge und mit dem nämlichen rothen Halstuche; neu hinzugekommen waren noch ein Paar veilchenfarbene Handschuhe mit einer hellgelben Stickerei, die er sich soeben als äußerst modern hatte aufschwatzen lassen.

Der Javane war zu sehr erregt, um außer Fassung zu gerathen, als er sich plötzlich in der Mitte eines Kreises von Damen befand, deren Augen sämmtlich mit unverhohlenem Staunen auf ihn gerichtet waren. Im Nu hatte er seine ehemalige Freundin aus dem Schwarm herausgefunden. Wenig nur, so schien es ihm, hatte sich das Gesicht der kleinen Christine in all' den Jahren verändert. Allerdings fiel ihm, bei dem ersten Blick schon, eine gewisse Starre und Unbeweglichkeit ihrer Züge auf, die ihn befremdete; die Augen aber, die Vergißmeinnicht-Augen, die jetzt fragend auf ihm ruhten, waren die alten, wohlbekannten Augen, freundlich ernst wie ehedem.

Charles ter Veen's gutmüthige Züge verklärten sich förmlich vor Freude, als er die Gesuchte leibhaftig vor sich erblickte; mit ausgestreckter Hand schritt er auf sie zu. Unwillkürlich wich Christine zurück; das Aeußere des auf so unmanierliche Weise Eingedrungenen kam ihr verdächtig vor; sie wußte nicht, was sie aus dem hanswurstartig Bekleideten machen sollte.

Betroffen blieb Charles stehen.

„Ach, Sie kennen mich nicht mehr," kam es traurig von seinen Lippen.

Christine schüttelte den Kopf.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir Ihren Namen zu nennen," bat sie jetzt.

„Aber ich bin ja der Karl, der Karl ter Veen — wissen Sie nicht mehr, erinnern Sie sich nicht mehr — aus dem Geschäfte in der Nudelgasse — aus Großkopf's Handlung —"

Die kleine Dame strich langsam mit der runden Hand über die Stirn. Allmälig kam ihr eine dunkle Erinnerung. „Ich entsinne mich freilich," sagte sie, „aus meiner Mädchenzeit eines Lehrburschen, der einen ähnlichen Namen führte. Wenn ich nicht irre, so kam er aus dem Bergischen zu uns, ein geschwisterloses Waisenkind, meinem Vater von alten Freunden empfohlen."

Charles ter Veen nickte lebhaft.

„Der junge Mann war von holländischer Abkunft, meine ich," fuhr Christine sinnend fort. „Nach beendeter Lehrzeit wurde er von einem Anverwandten, einem Schiffscapitän, zu einer holländischen Colonie hinausgenommen. Seitdem hat zwischen ihm und uns keine Verbindung mehr bestanden; er hat uns nicht, wir haben ihm nicht geschrieben."

Beschämt blickte Charles zu Boden. In Briefwechsel mit der still Verehrten zu treten, daran hatte der Schwärmer nie gedacht.

„Dieser Lehrling also waren Sie? Nun, der Erscheinung nach haben Sie sich in den Tropen recht eingelebt."

Einige der jungen Damen kicherten.

„Ich meine damit, erläuterte Christine, „daß Sie wohl aussehen, wohler, als gemeiniglich die Europäer auszusehen pflegen, die eine Reihe von Jahren im heißen Klima zugebracht haben. Es wird mich interessiren, Herr ter Veen, einmal zu gelegenerer Zeit etwas von Ihren Erlebnissen zu hören."

Als Charles mit diesen Worten kurzer Hand verabschiedet wurde, malte sich in seinen Zügen eine solche Enttäuschung, daß Christine Mitleid mit ihm empfand.

„Oder besser noch," setzte sie hinzu, „wenn Sie nichts zu versäumen haben und in meinem Cabinet verweilen wollen, bis wir hier mit unserm Geschäft fertig sind, so wird es mir dann ein Vergnügen sein, ein Viertelstündchen mit Ihnen zu verplaudern."

„O, ich habe nicht das Mindeste zu thun," fiel Charles rasch und freudig ein. „Ich werde warten, bis Sie kommen; auch brauchen Sie sich um meinetwillen durchaus nicht zu beeilen."

„So treten Sie hier ein, Herr ter Veen, wenn ich bitten darf; ich werde Sie nicht gar zu lange allein lassen."

Christine, die während dieser Unterredung keine Miene verändert hatte, öffnete die Thür zu ihrem Arbeitszimmer und Charles verschwand darin.

Einen Augenblick blieb Christine, ihm nachsehend, in Gedanken stehen. „Es ist merkwürdig," wandte sie sich zu einer ihrer Vertrauten, „welch' ein zähes Leben bisweilen blinde Zuneigung hat. Dieser Mann ist ein Kind geblieben; die Welt hat nichts über ihn vermocht. Wie er gegangen ist, so kommt er wieder und denkt an die alten Fäden sein neues Gespinnst knüpfen zu können. Wahrscheinlich bin ich die einzige Person, deren er sich noch erinnert; nun stürzt er zu mir in der Arglosigkeit seines Herzens; ich soll mit ihm in alten Geschichten wühlen, mich mit ihm an seinen Erinnerungen aus dem Hause meiner Eltern ergötzen. Nichts anderes kann er wollen; denn was könnte er mir von sich zu erzählen haben? Leute wie er, erleben nicht viel; mit dem Inhalt von zehn Jahren ihres Lebens räumen sie in fünf Minuten Conversation auf. Und wenn er mit sich fertig ist, komme ich an die Reihe; dann wird er verlangen, daß ich berichte; ich werde ihm die traurige Geschichte von der Meinigen Tod und Ruin erzählen müssen. Dem Neugierigen Vortrag halten über das eigene Unglück — das thut Niemand gern."

Christine seufzte leise. „An die Arbeit, meine Damen, wenn es Ihnen gefällig ist," bat sie dann.

Während jetzt in aller Stille die Vertheilung der noch verfügbaren Gaben vorgenommen wurde, hatte Charles Muße, sich in dem Arbeitszimmer der vielbeschäftigten Dame des Hauses umzusehen. Es war Alles sehr fein, sehr geschmackvoll in diesem Zimmer: der Teppich, die Möbel, die Nutzgeräthe, die Schmuckgegenstände. Auf dem halbgeöffneten Schreibtisch stand eine Statuette von mattvergoldeter Bronze, nach dem Thorwaldsen'schen Christus kunstvoll gearbeitet; über dem Divan an der Längswand hing ein großes Oelbild, Christus und die Ehebrecherin darstellend; der schwere, ovale Mitteltisch war bedeckt mit Druckschriften.

Seltsam muthete den Wartenden diese Umgebung an. Die reiche Ausstattung machte ihn befangen; der Hauch von Religiosität, welcher das Gemach durchwehte, fiel dem Weltkinde auf die Nerven. Er mußte sich eingestehen, daß der Interessenkreis, innerhalb dessen sich Christinens Gedanken bewegten, ihm ein gänzlich fremder sei. Und die Frage drängte sich ihm auf, wie nur seine alte Freundin dazu komme, ihre persönliche Thätigkeit einzusetzen für die Linderung der Noth in der Welt. Warum, wenn die Macht der Behörden nicht ausreichend war, um dem Elend abzuhelfen, kaufte sie sich nicht mit einem gelegentlichen Almosen los? Warum überhaupt arbeitete sie noch, sie, die es ja nicht nöthig hatte, und obendrein für Andere? Ganz unbegreiflich war dies dem guten Javanen. In den holländischen Colonien galt der Grundsatz, daß man nur so lange arbeiten müsse, bis man glaube, für seine persönlichen Bedürfnisse genug erworben zu haben; dann aber folge die Festzeit des Lebens, eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen, worin von keinen Pflichten mehr die Rede sein dürfe. Und dieser Grundsatz erschien Charles ter Veen durchaus richtig; auch er hatte danach gehandelt. Fernerhin wollte er keines Menschen Diener sein, er nicht, am allerwenigsten freiwillig, wie es die kleine Dame war, die sich in diesem Zimmer abmühte, die Wohlfahrt von Leuten zu befördern, die sie zumeist nicht kannte und die sie im Grunde gar nichts angingen.

Mit leichtem, raschen Schritt trat Christine ein, winkte Charles, auf dem Divan Platz zu nehmen und ließ sich ihm gegenüber auf einen Stuhl nieder.

„Wo sind Sie abgestiegen, Herr ter Veen?"

Charles nannte den Namen seines Hotels. „Aus alter Anhänglichkeit," fügte er hinzu; „es liegt in der Nähe der Nudelgasse, des alten Ladens."

„Und von den Schicksalen der ehemaligen Bewohner dieses Ladens ist wohl keine Kunde zu Ihnen nach Indien gedrungen?"

„Nein; aber der Wirth hat mir gestern Abend davon erzählt. O Fräulein Großkopf, es ist mir nahe gegangen; es hat mich, kann ich wohl sagen, erschüttert. Am liebsten hätte ich Sie Alle in dem kleinen Hinterstübchen angetroffen vor der großen braunen Kaffeekanne, deren Krahn immer tropfte — wissen Sie noch?"

„Auch ich wohnte dort am liebsten noch, Herr ter Veen — mit Jenen, die todt sind." Sie machte eine Bewegung mit der Hand, wie um dies Thema zu verscheuchen. „Und Sie, Ihnen ist es immer gut gegangen?"

Und nun ereignete sich genau dasjenige, was Christine vorausgesagt hatte. Voll Eifers begann Charles eine Schilderung seiner Erlebnisse zu geben; aber rasch rann der Strom seiner Rede aus; in weniger als fünf Minuten war er mit seiner Erzählung fertig.

„Ich merke," sagte Christine, „das Geschäft hatte Sie verschlungen; dafür hat es Sie aber auch conservirt. Nun haben Sie sich gerettet und wiedergewonnen; werden Sie bei uns bleiben? Hoffentlich hat Ihnen die lange, beschwerliche Arbeit etwas eingetragen —"

„Reich bin ich nicht," antwortete Charles freimüthig; „doch glaube ich, daß mir die Einkünfte aus meinem Vermögen zu einem behaglichen Leben in Deutschland genügen werden."

Er griff in die Seitentasche seines Rocks, holte ein ziemlich dickes Packet hervor, das mit rothem Bindfaden säuberlich eingeschnürt war, und legte es mit einer gewissen Feierlichkeit vor Christine auf den Tisch nieder.

„Was haben Sie da? Was soll ich damit?" fragte sie.

„Es ist mein Capital in Staatspapieren; ich wollte Sie bitten, dasselbe in Verwahrung zu nehmen."

„Ich? Ihr Capital? Ich bitte Sie, Herr ter Veen, wie kommen Sie auf diesen Einfall?"

Verdutzt blickte Charles die kleine Dame an.

„Aber das ist doch einfach genug, wie ich dazu komme," sagte er etwas kleinlaut. „Mit mir umhertragen kann ich die Dinger nicht immer; in meinem Koffer sind sie nicht sicher. Sie sind meine einzige Bekannte hier; warum wollten Sie mir den Gefallen nicht thun, aus alter Freundschaft, wissen Sie? Wenn Coupons fällig sind, so komm' ich zu Ihnen und hole sie mir."

Die fast unglaubliche Naivetät des fremden Mannes rührte Christine.

„Ich verwahre nicht einmal meine eigenen Werthpapiere hier im Hause," erwiderte sie, „und werde die Sorge für die Sicherheit fremden Eigenthums erst recht nicht auf mich nehmen. Indessen will ich Ihnen die Adresse meines Banquiers geben." Sie ging zum Schreibtische und schrieb stehend einige Zeilen. „Sie sind dort in allen Geldangelegenheiten wohlberathen und werden aufmerksam bedient werden, wenn Sie sich auf mich beziehen, wozu ich Ihnen gerne die Erlaubniß gebe."

Charles nahm das Papier dankend an sich und steckte es mit dem Packet in die Tasche. Christine war stehen geblieben; er merkte, daß er sich verabschieden müsse.

Als er sich erhob, sagte Christine etwas zögernd: „Ich habe jeden Donnerstag Empfangsabend für meine Freunde und Bekannte. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, zuweilen zu kommen; Sie sind freundlichst eingeladen. Außerhalb dieser Abende bin ich in meinem Hause schwer zugänglich, es sei denn in Angelegenheiten, die mich nicht selbst betreffen."

Hochbeglückt versicherte Charles mehrmals nacheinander, daß er nicht verfehlen werde, sich recht häufig einzustellen. Während er sich zur Thüre begab, musterte ihn Christine nochmals mit einem raschen Blick von oben bis unten.

„Herr ter Veen," hielt sie ihn an, „nehmen Sie mir die Frage nicht übel: sind die übrigen Anzüge, welche Sie besitzen, ebenso — indisch, wie derjenige, mit dem Sie sich heute bekleidet haben?"

Etwas verlegen sah Charles an sich herab.

„Es ist nur gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen," versetzte er. „Nicht wahr, man trägt sich hier nicht so? Es kam mir schon so vor, als ob die Leute auf der Straße stehen blieben und mir nachsähen. Ist es wirklich so schlimm?"

„Schlimm genug. Sorgen Sie lieber gleich für Garderobe, wie sie hier zu Lande üblich ist. Es ist nicht gut, wenn die Herren, die aus fernen Gegenden zu uns kommen, dies schon durch ihr Aeußeres aller Welt zu erkennen geben. Aus verschiedenen Gründen, Herr ter Veen. Glauben Sie mir, die Leute, die Ihnen ins Gesicht lachen, sind nicht die schlimmsten unter denjenigen, die Ihnen begegnen. Und noch eins, da ich einmal im Zuge bin — freilich weiß ich selbst nicht recht, wie ich dazu komme, Ihnen meinen Rath aufzudrängen —"

„Ich bitte sehr darum," unterbrach Charles die Wohlmeinende. „Wirklich, Fräulein Großkopf. Mir ist zu Muthe wie einem Kinde im fremden Hause. Mit der Zeit werde ich mich schon orientiren; für den Anfang aber könnte mir nichts Besseres widerfahren, als wenn Jemand sich der Mühe unterzöge, mich etwas zu führen."

„Empfehlen würde ich Ihnen, eine Privatwohnung zu miethen, Herr ter Veen; das Haus, in welches Sie gerathen sind, taugt zu einem längeren Aufenthalte nicht für Sie. Es ist auch nicht gerade nöthig, daß Sie Ihr neues Heim in der Nähe der Nudelgasse suchen. Jetzt, unmittelbar nach Ihrer Ankunft, wirkt die Erinnerung an alte Zeiten mit großer Stärke auf Sie. Das wird anders werden, sobald Sie sich in der Gegenwart zurechtgefunden haben. Was einmal gewesen ist, so bedeutsam es auch noch scheinen mag, ist vorüber und läßt sich nicht wieder herstellen. Also vergessen Sie nicht: Donnerstag Abends, von sieben Uhr an! Frühe Gäste sind mir die liebsten; um Zehn müssen sich Alle entfernt haben."

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand, trat dann zum Fenster und sah ihn die Straße hinabgehen.

Das große Kind! dachte sie. Es wäre eine gute That, wenn ich ihn unter meine Obhut nähme. Charles ter Veen — Karl — ja, ich erinnere mich des Knaben, wie er ins Haus gezogen kam, mit einem blauen Sack auf den breiten Schultern. — Die Harmlosigkeit kann es also doch noch zu etwas bringen in der Welt!

Und Christine Großkopf setzte sich an ihren Schreibtisch, blätterte in Briefen und Papieren und hatte bald den gehabten Besuch vergessen.

III.

Als am letzten Tage des Bazars zum Besten einer Taubstummenanstalt Christine im Saale des Gürzenich beschäftigt war, hörte sie in einiger Entfernung von mehreren Tischen gleichzeitig den Ruf: Herr ter Veen! Herr ter Veen!

Rasch wandte sie sich nach der Gegend hin, wo ihr javanischer Freund in Gefahr war, ausgeplündert zu werden. Sie sah ihn mitten im Hauptgange stehen, unschlüssig, welchem Rufe er zuerst folgen sollte. Der Schneider hatte ihm einen untadelhaften Anzug geliefert; gegen die Farbe des Halstuchs und der Handschuhe war nichts einzuwenden. Aber, aber: das Gesicht des ehemaligen Lehrburschen von Großkopf's Handlung war unverändert dasselbe geblieben, das grobgeschnittene rothe Gesicht unter buschartigem, graumelirtem Haar; und seine nachläßige Art, den großen Körper zu tragen und mit den Armen zu schlenkern, trat in der modischen Hülle nur noch auffallender hervor. Christine hatte es gut gemeint mit ihren Rathschlägen; aber die Tracht allein verändert den Menschen nicht; nach wie vor war Charles ter Veen auf fünfzig Schritt als Ausländer zu erkennen.

Eben hatte er seinen ersten Einkauf gemacht, einen Briefbeschwerer in Gestalt eines Elephanten und mehrere Pfund im Gewicht, als Christine zu ihm trat. Sie führte ihn aus dem Gedränge in eine stille Ecke. Es freue sie, ihn hier zu sehen, redete sie ihn an; es müsse für ihn, als Fremden, recht unterhaltend sein, das Treiben zu beobachten. Aber etwas zu kaufen habe er nicht nöthig; er möge sich vor den jungen Damen in Acht nehmen; die Schelminnen hätten keine festen Preise und würden ihm, gerade ihm, für jeden Gegenstand den dreifachen Werth abverlangen.

„Aber das thut ja nichts, Fräulein Großkopf," wandte Charles ein. „Ist dies doch Ihr Bazar."—

„Eben weil es mein Bazar ist, in Ihrer Meinung wenigstens," unterbrach sie ihn, „warne ich Sie. Wenn Sie sich gedrungen fühlten, für die Sache ein Opfer zu bringen, dann stände es mir natürlich nicht zu, Ihre Absicht auch nur mit einem Worte zu kreuzen. Aber nicht wahr, das ist nicht der Fall? Sie kommen, Sie geben Geld aus, um mir gefällig zu sein. Ist es nicht so? Und das ist mir nicht recht; das wünsche ich nicht."

Charles schüttelte verwundert den Kopf und sah sie groß an. „Sehen Sie alles einkommende Geld," fragte er, „so genau auf die Beweggründe des Gebers an wie das meinige?"

„Gewiß nicht, Herr ter Veen. Aber Ihr Fall ist ein besonderer; Sie haben mir erlaubt, Sie auf dem fremden Terrain, auf welchem Sie jetzt Ihre ersten Schritte machen, zu führen. Sobald Sie bekannter werden, wird man häufiger versuchen, von Ihnen Beiträge zu allerlei löblichen Zwecken zu erpressen. Halten Sie, solchem Ansinnen gegenüber, Ihre Börse verschlossen. Geben Sie niemals, weil ein Bekannter Sie bittet; einstweilen nicht. Und kommt einmal ein Fall zu Ihrer Kenntniß, der Ihnen an das Herz geht, der Sie gleichsam zwingt, einzugreifen: auch dann bleiben Sie besonnen; handeln Sie erst nach gewonnener gründlicher Einsicht, nach reiflicher Ueberlegung, unter Berücksichtigung Ihrer Mittel. Der Trieb, wohlzuthun, ist ein edler Trieb; aber die Vernunft muß ihn leiten. Doch was werde ich und halte Sie auf! Haben Sie eine Wohnung? Wenn Sie am Donnerstag kommen, müssen Sie mir erzählen, wo Sie sich niedergelassen haben!"

Christine wurde hinweggerufen, nachdem sie ihrem Schützling die Freude an den Herrlichkeiten des Bazars vergällt hatte. Er ließ den Kopf hängen und drückte sich durch die Menge, dem Ausgange zu, im Arm den theuern Elephanten.

Sie hätte ihn nur gewähren lassen sollen, die kleine Dame! Mit ihren Erziehungskünsten war doch bei ihm nichts auszurichten, und ihn fortwährend unter Aufsicht halten konnte sie auch nicht. Auf den Straßen umherschlendernd, an jedem Schaufenster stehen bleibend, sah Charles eine Menge von hübschen wenn auch überflüssigen, unnützen Gegenständen, die ihm in die Augen stachen.

Einige derselben brachte er täglich nach Hause. Eine wunderliche Sammlung der verschiedenartigsten Sachen häufte er in seiner neuen Wohnung an; man hätte glauben können, er rüste sich zu einer Reise in das Innere von Afrika und versehe sich zunächst mit passenden Geschenken für die schwarzen Majestäten und königlichen Hoheiten. Freilich sah er bald ein, daß durch seine planlosen Käufe die von ihm gemietheten Zimmer einem Museum immer ähnlicher wurden, worin das Wohnen beschwerlich war; jedoch gewährte ihm das Besuchen der Läden, das Umhergucken darin, die Unterhaltung mit den zuvorkommenden, redseligen Verkäufern und Verkäuferinnen so viel Vergnügen, daß er darauf nicht verzichten konnte und fortfuhr, Ecken und Winkel vollzupfropfen.

Bald gewann Charles an der Mittagstafel eines Hotels zweiten Ranges, die ihm an einem von Christinens Empfangsabenden von einem Herrn empfohlen worden war, einige Bekannte. Es waren Männer von verschiedenem Beruf, an die er sich mit naiver Vertraulichkeit anschloß: Geschäftsleute, Studirte, Beamte. Die Herren glaubten in der ersten Zeit, an Herrn ter Veen einen interessanten Gesellschafter gewonnen zu haben; denn er hatte täglich von seiner Tropeninsel zu erzählen. Bald jedoch fing er an, sich zu wiederholen, und es dauerte nicht lange, bis seine Schilderungen und Geschichten aus Java seinen Tischgenossen so geläufig waren, wie ihm selbst. Wenn er das Lügen nur verstanden hätte, so würde am Ende das dürftige Material seiner transatlantischen Erfahrungen für ein paar hundert Mittagstische ausgereicht haben; aber selbst die Versuchung dazu kam ihm nicht. Und da die bei Tische geführten allgemeinen Gespräche sich meist um Dinge drehten, von denen er wenig oder nichts verstand, so verstummte Charles allmälig. Nach beendigter Mahlzeit pflegte er sich in eine nahe gelegene Conditorei zu verfügen, wo er seinen Kaffee einnahm und die „Zeitung" von Anfang bis zu Ende durchlas. Dieser Anstrengung unterzog er sich auf den Rath Christinen's, um mit möglichster Geschwindigkeit die Cultur seiner Landsleute sich anzueignen. Allerdings nahm sein Kopf dabei eine Menge von neuem Stoff auf; da aber Charles Fähigkeiten zur Sichtung und Sonderung desselben nicht ausreichten, auch keine Fächer vorhanden waren, worin er das Gelesene hätte zu künftigem Gebrauch einräumen und aufstapeln können, so wirbelten und tanzten Daten aus der Tagesgeschichte, aus Wissenschaft und Kunst, zusammen mit Gerichtsverhandlungen, Anekdoten und Annoncen wie ein Heer von Kobolden durch seine Gedanken.

Auch die Sehenswürdigkeiten und öffentlichen Vergnügungen übten einen bestrickenden Reiz auf den culturentfremdeten Javanen. Es erwachte eine Schaulust in ihm, so mächtig wie diejenige, von welcher weiland der römische Plebs in den Zeiten des Kaiserreichs besessen war. Nachdem er alles durchgekostet hatte, was die Stadt den Zerstreuungsbedürftigen darbot, gefiel es ihm schließlich am besten im zweiten Theater. Die Operette, der Schwank, die Posse: das war die passende Nahrung für seine Fassungskraft. Er miethete einen Platz vorn im Sperrsitz; dort konnte man ihn an jedem Abend, ausgenommen Donnerstags, finden, die hellen, kindlichen Augen unverwandt auf die Bühne gerichtet. In den Vorgängen, die sich vor ihm abspielten, blieb kein beunruhigender Rest von Unerklärlichem; der Knoten schürzte sich genau so wie im sogenannten täglichen Leben; die Leute bewegten sich und redeten natürlich und wenn es etwas zu lachen gab, so war es deutlich zu merken. Den stärksten Eindruck machten auf Charles ter Veen die Couplets; da war kein Refrain, den er nicht sofort seinem Gedächtniß eingeprägt hätte. Ja, als er, in Folge der vielfachen Anregung, der er sich unverdrossen aussetzte, an seiner Mittagstafel wieder etwas gesprächiger wurde, schmückte er unwillkürlich seine Rede mit den aufgefangenen spaßhaften Redensarten, und es machte ihn glücklich, daß darüber gelacht wurde.

Vorsichtiger war Herr Charles in dem ceremoniellen Cercle bei Fräulein Großkopf; daß dort nicht der richtige Boden für seine Coulissenwitze sei, sagte ihm sein Gefühl. Dennoch blieb seine Leidenschaft für das Theater nicht lange unentdeckt; dafür sorgten die jugendlichen Freundinnen und Gehilfinnen Christinens, die Charles, als dem amüsantesten unter den anwesenden Herren, förmlich den Hof machten. Während in den Gruppen im Salon die wichtigsten Angelegenheiten des Tages auf das Ernsthafteste erörtert und persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit ausgetauscht wurden, zog die übermüthige Jugend den Javanen in ein lauschiges Cabinetchen, gab ihm daselbst einen Ehrenplatz und gruppirte sich mit lachenden Augen um ihn. Dann begann ein neckisches Fragen: wie es Herrn ter Veen im neuen Köln gefalle? welche Einkäufe er im Laufe der Woche gemacht habe? wie er seine Zeit hinbringe? Und da hatte sich eines Abends Charles, noch ganz erfüllt von der gestrigen neuen Posse, verleiten lassen, seinem hoch auflauschenden Publikum den Verlauf der Handlung in derselben zu schildern. Er that dies mit solch' blindem Feuereifer, Wesentliches und Unwesentliches durcheinander mengend, Personen verwechselnd, häufig den Faden unauflöslich verwirrend, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Von nun an mußte der Theaterenthusiast regelmäßig über die neuesten Schwänke referiren.

Der Neben-Cercle unter dem Präsidium des Herrn ter Veen drohte zu einer störenden Institution zu werden. Fräulein Christine beobachtete das lärmende Treiben in demselben mit steigendem Unmuth. Einst, da das junge Volk noch ausgelassener gewesen war als gewöhnlich, that sie gegen ihre Gesellschafterin und Freundin, Fräulein Johanna Zurmühlen, die Aeußerung, daß es doch sein Unbequemes habe, wenn man sich einen Hausnarren halte.

Johanna lächelte. „Du bist ungewöhnlich scharf, meine Liebe," erwiderte sie. „Wenn man Leute von dem Alter des Herrn ter Veen erziehen will, so muß man Geduld haben."

„Verstimmt bin ich," sagte Christine, „wie immer, wenn ich an die alten, bösen Zeiten erinnert werde. Jene unheimliche Person, die Frau Schmitz, war heute Nachmittag bei mir; ich habe ihr wieder geben müssen, reichlich geben müssen. Und noch immer keine Aussicht auf ein baldiges Ende! Dabei weiß ich nicht einmal, ob es der Lore wirklich zu Gute kommt."

„O, es wird schon," versetzte Johanna Zurmühlen. „Dafür wird die Lore schon selbst sorgen; verlaß Dich darauf. Die hat noch immer mehr als fünf Sinne zur Verfügung, so schwach sie auch sein mag. Die Lore! Glaube mir, von dieser Schmitz läßt die sich nicht hinter's Licht führen."

„Ich will's hoffen. Mit Herrn ter Veen muß ich indessen doch ein Wörtlein reden. Er wird zum Stadtgespräch, wenn das so weiter geht. Und ich bin diejenige, die ihn patronisirt, die ihm Gelegenheit gibt, seine unglaubliche Naivetät öffentlich bloßzustellen!"

Johanna zuckte die Achseln. „Ich thät' es nicht an Deiner Stelle," sagte sie. „Nimm ihn, wie er ist, so lange Du ihn ertragen mußt; er wird sich bald genug aus unserem Kreise verlieren."

„Meinst Du? Das eben glaube ich nicht."

„So wünschest Du, ihn zu halten. Warum? Was kannst Du von diesem beschränkten Kopfe für Deine Zwecke erwarten?"

„Von ihm für meine Zwecke?" erwiderte Christine. „Nichts. Und doch möchte ich ihn ungern verlieren."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte jetzt Johanna kopfschüttelnd. „So rede mit ihm und versuche, ihn zu ändern."—

Am nächsten Tage empfing Charles in aller Frühe ein Billet von Christine, worin sie ihn bat, sie um elf Uhr zu besuchen.

Im ersten Augenblick erschrak er über diese Einladung. So sehr hatte er sich daran gewöhnt, daß Christine sich nur dann mit ihm beschäftigte, wenn sie etwas an ihm zu tadeln fand, daß er sich sofort die Frage vorlegte, worin er sich etwa vergangen haben möge. Aber vergebens forschte er nach einem Grunde, den die gestrenge Freundin haben könnte, mit ihm unzufrieden zu sein; er hatte sich, seiner Meinung nach, nichts vorzuwerfen. Im Gegentheil; er glaubte, in der letzten Zeit beträchtliche Fortschritte in der Aneignung europäischer Civilisation gemacht zu haben; bald sogar hoffte er im Besitz der Bildung zu sein, die ihm erlauben würde, Christine als gleichberechtigt gegenüber zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Bekehrung durch Liebe.

In einem Steinbruche bei Martinsville, Ind., arbeitet jetzt ein auffallend hübscher junger Mann. Er trägt dieselben derben Kleider wie seine Kameraden, zeichnet sich aber trotz der staubigen Beschäftigung und Umgebung durch die größte Sauberkeit und eine beinahe vornehme Haltung aus. Jeden Mittag erscheint mit dem Glockenschlage 12 eine reizende junge Frau, ebenfalls höchst einfach, aber doch geschmackvoll gekleidet, säubert irgend eine Tischecke, deckt auf solche ein schneeweißes Tuch, packt die aus einer gut zubereiteten Speise bestehende Mahlzeit aus und die jungen Leute würzen sich das Mahl dadurch, daß sie es zusammen genießen, sowie durch munteres Gespräch.

Robert Robinson war noch im vorigen Monat Zögling des Rensselaer polytechnischen Instituts in Troy, N. Y. Unter seinen lustigen Commilitonen war er nicht nur der tollste, sondern geradezu ein Ausbund von Lüderlichkeit und durch den Trunk, das Spiel und den Umgang mit verlorenen Mädchen von Stufe zu Stufe gesunken. Seine Gesundheit hatte hierunter noch nicht gelitten und die sehr bedeutenden Summen, die seine Lebensweise verschlang, stellte ihm sein reicher Vater ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Mahnnng zur Verfügung. Allein im November vorigen Jahres hat derselbe gegen $2000 todtgeschlagen.

Da lernte er Fräulein Frankie Fay kennen, eine junge Dame, die mit künstlichen Stickereien ihren Lebensunterhalt verdiente. Er hielt das reizende Mädchen für eine leichte Eroberung, überschüttete dasselbe mit werthvollen Geschenken und war erstaunt, als die Annahme höflich, doch entschieden verweigert, er selbst aber ersucht wurde, sich von Frankie fernzuhalten und namentlich nie zu versuchen, dieselbe in ihrem Stübchen zu besuchen. Schon die oberflächlichste Bekanntschaft mit der jungen Dame hatte einen tiefen Eindruck auf Robert gemacht, ihr Benehmen verstärkte denselben und indem er ihr gelobte, ein neues Leben zu beginnen, bat er sie um ihre Hand. Am 4. December vor. J. wurden Beide heimlich getraut. Robert widmete sich mit Ernst seinen Studien, verschob es aber von Tag zu Tage, seinen Vater von dem Schritte, den er gethan, in Kenntniß zu setzen. Dieser erfuhr die Verheirathung durch einen ihm bekannten ehemaligen Freund seines Sohnes, der ihm gegen Weihnachten in hämischer Weise mittheilte, Robert habe sich an ein Nähmädchen weggeworfen. Der Alte schäumte vor Zorn und wußte es zunächst fertig zu bringen, daß seinem Sohne von verschiedenen Seiten erlogene Mittheilungen über das unsittliche Vorleben seiner Gattin gemacht wurden. Der Versuch, das junge Ehepaar auf diese Weise zu trennen, hatte nicht den mindesten Erfolg.

Nun beschwor Robinson sen. seinen Sohn, die Gattin, die der ganzen Familie „Schande mache", zu verlassen und machte ihm für diesen Fall die glänzendsten Anerbietungen, die zuletzt darin gipfelten, daß er Robert als gleichberechtigten Theilhaber in sein Geschäft aufnehmen und ihm die volle Hälfte seines Vermögens überweisen wolle. Als Robert dabei blieb, daß er seinem Weibe Treue gelobt und diese halten werde, verfluchte ihn der Alte, zog seine Hände gänzlich von ihm ab und schwor, daß derselbe auch nach seinem Tode nicht einen Cent seines Reichthums erhalten werde.

Robert erinnerte sich nunmehr eines früheren Bekannten Namens Turner, der jetzt Superintendent der Indianapolis und Vincennes-Eisenbahn ist, wandte sich an denselben um Beschäftigung und nahm die einzige Stellung an, die dieser ihm zur Zeit bieten konnte, diejenige eines Arbeiters in dem erwähnten Steinbruche der Bahn. Er verdient $30 monatlich, seine Gattin verdient durch ihre Kunstfertigkeit ebenfalls Geld und überdies hat Robert zwar nicht unmenschlich viel gelernt, ist aber ein gewandter und anstelliger junger Mann, der es bald weiter bringen wird.

Eine reiche Frau.

Von den 700 bis 800 Personen, denen die Firma John J. Cisco & Son in New York Geld schuldet, hat Frau E. G. Green in Bellow Falls, Vt., den größten Haufen zu fordern. Sie hatte dort nach Angabe der „N. Y. Times" $450,000, nach Angabe der „N. Y. Sun" $1,000,000 bis $1,500,000 in baarem Gelde hinterlegt, über welches ihr jederzeit freie Verfügung zustand, und hat außerdem der Firma $26,000,000 in Vereinigte Staaten Bonds und sonstigen Werthpapieren zur Aufbewahrung übergeben. In Betreff der letzteren hatte die Bank blos die Zinsen- und Dividenden-Coupons einzuziehen, die Bonds und Actien selbst sind vollzählig vorhanden und der Massenverwalter May wird Frau Green dieselben aushändigen, sobald sie dies wünscht. Frau Green waren Gerüchte zu Ohren gekommen, daß sich die Firma John Cisco & Son vorübergehend in Geldverlegenheit befinde und sie hatte daher dieselben angewiesen, die Hälfte ihres Baar-Guthabens an andere von ihr namhaft gemachte Banken für ihre Rechnung zu bezahlen. Die Firma hatte um einen kurzen Aufschub gebeten und Frau Green zu ihrer größeren Sicherheit eine der Bank an ihren Mann, den früheren Vice-Präsidenten der Louisville & Nashville-Eisenbahn, E. H. Green, zustehende Forderung in Höhe von $800,000 überwiesen, aber von Frau Green die Antwort erhalten, daß diese auf sofortiger Ausführung ihrer Anweisung bestehe und mit den Geldangelegenheiten ihres Mannes nichts zu thun habe und zu thun haben wolle. Dies führte die Zahlungseinstellung der mehr genannten Firma herbei, da dieselbe, wenn sie das Verlangen der Frau Green erfüllt hätte, die letztere zum Nachtheile ihrer übrigen Gläubiger bevorzugt haben würde.

Frau Green ist die Tochter eines gewissen Johnson, weiland in New Bedford, Mass., der durch den Betrieb der Jagd auf Walfische $5,000,000 verdient und diese bei seinem vor mehreren Jahren erfolgten Tode seiner Tochter hinterlassen hat. Letztere ist wegen ihres geschäftlichen Scharfblicks und ihres mit Vorsicht gepaarten Unternehmungsgeistes in den Finanzkreisen des Landes bekannt und befleißigt sich einer Sparsamkeit, die bei ihrem Vermögen schon mehr als schmutziger Geiz bezeichnet zu werden verdient.

Zu Lebzeiten des alten John Jay Cisco stieg Frau Green einst dem Geschäfte desselben gegenüber aus einem Omnibus und trat mit einem großen Packete unter dem Arme in das Comptoir. Das in alte Zeitungen gewickelte Bündel enthielt für $250,000 Eisenbahnactien, die sie den bereits von der Bank verwahrten Werthpapieren hinzuzufügen bat. „Aber, — sagte der Bankier, — mit einer so großen Summe würde ich mich doch nicht des öffentlichen Omnibus, sondern lieber eines Wagens bedient haben." — „Wagen nehmen, — lautete die Antwort der Millionärin, — das können Sie, Herr Cisco, mir erlauben dies meine Mittel nicht." So oft die reiche Frau in New York ist, macht sie sogar bei schlechtestem Wetter ihre Geschäftsgänge meist zu Fuße, um die Ausgaben für den Omnibus oder den Straßenbahnwagen oder gar für eine Droschke zu ersparen.

Verschiedenes.

— Belustigend ist ein Stücklein, das aus Oberfranken gemeldet wird. Baron von Schilling aus Bamberg ist Mitglied des dortigen „Arbeiter-Unterstützungsvereins". Am 21. Dec. sandte nun der Baron an den Vereinsvorstand folgenden famosen Schreibebrief: „Ich kündige für 1885 meinen Austritt an, da ich vor Allem eine Geldunterstützung für den Kanzler zur Abwaschung deutscher Schmach gegenüber dem Auslande nöthig finde. Er müsse sehen, daß es in Deutschland doch noch deutsche Patrioten giebt. Also Kündigung auf so lange, bis ich sehe, daß in Bamberg kein Reichsfeind mehr in den Reichstag gewählt wird." Beiläufig sei bemerkt, daß der Herr Baron einen jährlichen Beitrag von sage und schreibe zwei Mark zahlte.

— Zu den neuesten Nachrichten über eine eventuelle Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Posen-Gnesen bemerkt der Kuryer Poznanski unter einem heftigen Ausfalle auf den Fürsten Bismarck: „...... Wir Polen schauen diesen diplomatischen Verhandlungen ruhig zu; denn wir haben nicht nur die Gewißheit, daß Leo XIII. das Land Polen und die Polen in seinem Herzen trägt, sondern wir wissen außerdem, daß der heilige Stuhl mit dem Gewissen des Volkes nicht handelt, und wegen zeitlicher Aussichten, um die augenblickliche Unterstützung, wenn auch eines Machthabers, wie Fürst Bismarck es ist, zu gewinnen, nicht eine Million polnischer Seelen einem Germanisator, der von oben ersehen ist, unterstellen wird. Mit solchen Vorschlägen kann man bei einem konstantinopolitanischen Patriarchen, aber nicht bei dem Statthalter Christi Erfolg haben?"

— Aus Körösszeg in Ungarn wird der nachfolgende entsetzliche Unglücksfall gemeldet: Der Förster Georg Dragan war unlängst Abends damit beschäftigt, in eine brennende Lampe Petroleum nachzugießen. Das Petroleum fing Feuer, die Lampe explodirte und das brennende Oel ergoß sich auf die Frau des Försters, welche beim Füllen der Lampe behilflich gewesen, so daß die Aermste sofort in hellen Flammen stand. Der erschrockene Förster eilte seiner Frau zu Hilfe, riß ihr die Kleider vom Leibe, verschlimmerte aber dadurch das Uebel, weil zufällig die brennenden Kleiderfetzen auf das in der Wiege schlummernde einzige Kind des Ehepaares fielen und die Wiege nun ebenfalls zu brennen anfing. Es gelang endlich dem verzweifelten Gatten, seine Frau an den Brunnen im Hofe zu bringen, doch auch das Begießen mit Wasser nützte nichts, vielmehr fingen die Kleider des Försters ebenfalls Feuer. Schließlich erstickten die herbeigeeilten Nachbarn mit nassen Decken die Flammen. Das Kind starb schon nach einigen Stunden und auch an dem Aufkommen des Ehepaares Dragan wird gezweifelt.

— Eine alte Dame, welche mit militärischen Ehren zur Ruhe bestattet ist, die Ruhe aber nicht finden kann. In einem bekannten Luftkurorte Schlesiens befanden sich unter anderen Patienten eine ältere Dame und ein russischer Officier. Beide, schwer krank, starben fast zu gleicher Zeit, wurden eingesargt und vermittelst der Bahn in ihre Heimath gesandt. Zwei Nichten der Dame, deren einzige Angehörige, reisten nach dem Ort, an welchem die Beisetzung der Tante stattfinden sollte. Tief erschüttert stehen Beide am Sarge, und die Jüngste kann trotz aller Vorstellungen und Bitten nicht davon abgebracht werden, noch einmal, wenn auch im Tode, die theure Tante zu sehen. Man öffnet endlich den Sarg, aber, o Entsetzen, statt der sterblichen Hülle der Tante enthält derselbe den Leichnam eines einstmals stattlichen Mannes mit martialischem Schnurrbart. Nachdem man sich vom ersten Schreck erholt hat, geht sofort ein Telegramm an den dirigirenden Arzt der betreffenden Heilanstalt ab, und nun stellt es sich heraus, daß die zu den Särgen angefertigten Transportkisten verwechselt wurden und demnach die Tante nach Rußland, der russische Oberst hingegen nach dem Orte, an welchem sich das Erbbegräbniß der Tante befindet, abgegangen ist. Selbstverständlich sendet man nach Rußland sofort ein Telegramm, in welchem um sofortige Rückgabe der Tante gebeten wird. Leider aber kommt von dort, erneutes Entsetzen, die Nachricht, daß die Kiste auf dem betreffenden Bahnhof sofort geöffnet, der Sarg derselben entnommen und vom Bahnhof aus mit allen militärischen Ehren, klingendem Spiel zur ewigen Ruhe getragen wurde und daß hinterher, wie's einem tapferen Krieger gebührt, auch noch Salven übers Grab gefeuert worden seien. Jetzt sind nun Unterhandlungen wegen Austausches der Särge im Gange, hoffen wir, daß die Tante endlich und recht bald Ruhe findet.

— Gelegentlich der Anpflanzung von Oelbäumen hat man an dem schönsten Punkte von Capri die Ueberreste eines großartigen, aus der römischen Kaiserzeit stammenden Palastes gefunden. Man stieß zunächst auf ein sehr schönes, aus kostbaren Marmorplatten hergestelltes Mosaik. Ein Nebenraum war mit dem gewöhnlicheren römischen Mosaik bedeckt. Die Wände, obgleich nur in geringer Höhe erhalten, zeigen doch noch Spuren sehr schöner und schätzbarer Malerei. Von anderen zahlreichen Räumen, die noch unter der Erde verborgen liegen (ein Bergsturz von Monte Turro Grande scheint die Villa verschüttet zu haben), sind wenigstens sichere Spuren aufgefunden. Zu der Villa führt ein Weg, welcher auf Bogen angelegt war; einige Spuren der letzteren sind noch sichtbar; auch Reste eines Aquadukts, der die Villa mit Wasser versah, sind aufgefunden worden. Um die Aushebung der Mosaikfußböden zu verhindern, von welcher die Ruinen bedroht waren, hat die Regierung sie wieder bis auf Weiteres mit Erde zudecken lassen. Man hofft, daß durch gründliche Nachforschungen der ganze Ruinenkomplex an das Licht gebracht werde.

— Ueber die Ausweisung Cirmeni's, des Correspondenten des „Diritto", aus Berlin schreibt die „National-Zeitung" einen sehr sachgemäßen Artikel, dessen Schlußsätze lauten: Es gibt wenige auswärtige Blätter, in denen die deutsche Regierung so tendenziös behandelt wird, wie beispielsweise das Ministerium Gladstone in officiösen und nichtofficiösen deutschen Blättern. In England ist es aber noch Niemandem eingefallen, die Londoner Correspondenten dieser Blätter zu behelligen. Selbstverständlich kann solche Behelligung auch gar nichts nützen; das römische Blatt, dessen italienischen Correspondenten man ausweist, kann einen Deutschen, der viel oppositioneller gegen die jetzige deutsche Regierung gesinnt ist, zum Ersatzmann nehmen, oder es kann auf Grund der Lectüre der deutschen radikalen Presse die deutschen politischen Vorgänge beurtheilen. Und wenn die Ausweisung eines Correspondenten ein ernstlicher Nachtheil für das betroffene Blatt wäre — was sie in Wahrheit wohl kaum ist — was könnte dann damit erreicht werden? Würde man nicht lediglich dadurch bewirken, daß die Urtheile ausländischer Blätter über Deutschland, sobald sie günstig lauten, allen Credit einbüßten, weil sie als erzwungen gelten würden?

Der Stern der Liebe.

Blumen duften, Sterne funkeln
Fern am Guadalquivir. —
Schon beginnt die Nacht zu dunkeln,
Und die Oleander rauschen,
Wenn Fernando und Elvire
Sanfte Liebesworte tauschen
In dem dunklen Laubreviere
Fern am Guadalquivir.

„O, sieh' nur!" so flötet Elvira und deutet mit ihrem lilienweißen Zeigefinger in den nächtlichen Sternenhimmel, „sieh' nur den lieblich strahlenden Stern da droben! O, sprich, Fernando, geliebter Freund, kennst Du ihn wohl?" — Und Fernando, mit dem lyrischen Tenor einer schwärmerischen Neigung, haucht ihr die säuselnden Worte entgegen: „O, Elvira, wer sollte ihn nicht kennen, den schönen, ewig strahlenden Stern! Das ist der Stern der Liebe!"

Blumen duften, Sterne funkeln
Fern am Guadalquivir. —
Schon beginnt die Nacht zu dunkeln;
Ach, die Zeit ist schnell entschwunden,
Und Fernando und Elvire,
Längst von Hymens Band umwunden,
Sitzen bei dem Kellerbiere
Fern am Guadalquivir.

Und wieder flötet Elvira: „O, Fernando, sieh' nur den lieblichen Stern da droben! Nicht wahr, Fernando, das ist der ewig strahlende Stern der Liebe?" — Doch Fernando's Baß weckt das Echo des halbgeöffneten Maßkrugs und spricht die etwas mehr als säuselnden Worte: „Himmelherrgottsternelement! Was weiß ich, wie all' die dummen Stern' heißen!"

Trost.

Wird es Dir zuweilen bänglich,
Schwindet Deines Herzens Muth,
Sind die Mittel unzulänglich,
Loht in Dir des Zornes Gluth,
Kommen Fragen, die verfänglich,
Quält Dich etwas bis auf's Blut, —
Denke: Alles ist vergänglich
Und die Zeit macht Vieles gut.

— Eine merkwürdige Todesursache. Der „St. Petersburger Herold" meldet den Tod der Schriftstellerin Frau Nikitina in Paris und widmet diesem Ereignisse folgende Bemerkung: „Die Verstorbene war beständige Mitarbeiterin der Zeitung „Justice" und des Journals „Nouvelle Revue." Frau Nikitina starb an der Pleuritis, welche sie sich auf ihrer Reise in Irland zu literarischen Zwecken zugezogen hatte." Eine Lungenentzündung zu literarischen Zwecken — wenn das nur nicht einmal dem vielgeschäftigten „Flaneur" des Petersburger „Herold" passirt.

— Auch eine Kritik. In dem von Paul Heinze herausgegebenen Organ für Dichtkunst und Kritik „Deutsches Dichterheim" wird einem jener in weiteren Kreisen unbekannten Lyriker folgendes Mahnwort zugerufen: Wir wollen Ihnen reinen Wein einschenken: „30 Liter Rheinwein" wären uns lieber, als Ihre „30 Rheinwein-Lieder".

— Geographisches. Ein junger Mann, der sich mit einer alten aber sehr reichen Dame verheirathete, beantwortete die von einem Freunde an ihn gerichtete Frage: wie er eigentlich dazu gekommen, diese allgemeines Aufsehen erregende Ehe einzugehen, mit den räthselhaften Worten: „Norwegen — Dänemark!"*)

*) Nor wegen dene Mark.

— Bedenklicher Zustand. — Alte Dienerin: „Geschwind, Herr Doktor, zu unser'm Fräulein; diesmal ist's schlimm — alle Hausmittel, die sonst immer helfen, haben wir angewendet, aber ganz umsonst!" — Doktor: „Was habt Ihr denn da angewendet?" — Alte Dienerin: „Nu — e' Concertbillet hab' ich müssen holen, und 'n neuen Hut hat ihr der gnä' Herr versprochen — und wie das nicht helfen wollt', haben wir sogar den Herrn Lieutenant zu Tisch geladen!"

— Rücksichtslose Verwandte. — Zahnarzt: Drei Monate bin ich jetzt schon verheirathet, aber von der ganzen Verwandtschaft meiner Frau hat sich in dieser Zeit noch Niemand bei mir einen Zahn ausziehen lassen!"

— Empfehlung. „Haben Sie gute Haarwuchs-Pomade?" — „Ausgezeichnete! Wenn Sie diese hier gebrauchen, schauen Sie in drei Wochen aus wie ein Aff!"

— Aufopfernd. Mann: „Wie, Du willst Dir schon wieder ein neues Kleid kaufen! Du solltest doch die schlechten Zeiten bedenken." — Frau: „Aber, liebes Männchen, das thu' ich ja auch; — eben deshalb lasse ich ja die armen Leute etwas verdienen!"

— Eine lustige Denkmünze. Als die Dänen im Jahre 1679 mit großer Kriegsmacht gegen Hamburg gezogen waren, doch nach vergeblicher Anstrengung die Belagerung aufgeben und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, ließen die Hamburger eine Münze schlagen, welche auf der einen Seite die Inschrift führte: „Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen, was er ausgerichtet, ist auf der anderen Seite zu lesen." — Auf der anderen Seite stand Nichts.

— Im Gastzimmer. A. „Jean! Bring' mir eine Flasche Burgunder!" — B. „Mir eine Flasche Erlauer!" — C. „Mir eine Flasche Ofner!" — D. „Und mir, Jean, eine Fasche Vöslauer!" — Jean: „Burgunder! Erlauer! Ofner! Vöslauer! Sogleich!" — Im Schenkzimmer. Jean: „Martin, vier Seidel Rothen!"

— Rückerinnerung. Bauer „Also wie war die Schlacht, die Du mitgemacht hast?" — Beurlaubter: „Fürchterlich! Unsere Kompagnie war in einem Dickicht im Hinterhalt. Alle fünf Minuten hat unser Hauptmann gesagt: „Kinder, jetzt kommt an uns die Reih'!" und da haben wir immer einen Zug aus der Schnapsflasche gethan und uns zum Tod vorbereitet. Das hat gedauert von Früh bis Abends. Dann ist auf einmal ein Adjutant daher gekommen, und hat g'sagt, daß wir's g'wonnen haben!"

— Mittel zum Zweck. Bauer (zum Bürgermeister): „Bitt' schön, Herr Bürgermeister, thun S' mir den Gefallen und gehen S' am Abend über'n Dorfplatz; — beim Brunnen ist ein großes Loch!" — Bürgermeister: „Ich werd' doch das Loch Deinetwegen nicht zuschütten lassen." — Bauer: „Nein, aber vielleicht fallen Sie hinein — dann wird's sicher zugeschütt'!"

— Unterthanenliebe. Ein Herzog von Jülich, Cleve und Berg, der zuweilen gern inkognito umherstreifte, traf einst eine Frau, die eifrig ihren Rosenkranz betete. Auf seine Frage, was sie denn eigentlich von dem Himmel erflehe, erhielt er von ihr die Antwort, daß der Herzog noch lange leben möge. Erstaunt fragte er weiter: „Liebt Ihr ihn denn so sehr?" — „O nein," sagt die Frau, „aber seht, gnädiger Herr, ich habe schon seinen Großvater gekannt, der war nicht gut, aber es war doch allenfalls bei ihm zum Aushalten. Bei seinem Vater aber hatten wir's schlecht und bei dem jetzigen Herzog noch schlechter; wie soll das nun erst werden, wenn das so fort geht! Darum bete ich, daß dieser wenigstens noch eine Weile am Leben bleibe."